

(Nachdruck verboten.)

50)

## Schilf und Schlamm.

Roman von Vicente Blasco Ibanez.

(Schluß.)

Als der Alte sein Geheimnis gebeichtet hatte, fühlte er sich erleichtert. Dem Kummer folgte die Entrüstung. Die Glenden! Diese Neleta, eine leidenschaftliche Sünderin! Sie hatte den Jungen zugrunde gerichtet und zum Verbrechen getrieben, um ihr Geld zu behalten; doch Tonet war zweimal feige, und mehr noch als um sein Vergehen verleugnete er ihn und verwarf er ihn, weil er sich toll vor Angst, aus Furcht vor den Folgen, selbst umgebracht hatte. Dieser Herr gab einfach zwei Gewehrschüsse auf sich ab, um sich jeder Verantwortlichkeit zu entziehen; er hatte es bequemer gefunden, zu verschwinden, als seine Schuld zu bezahlen und die Strafe zu erleiden. Stets floh er die Pflicht und suchte aus Furcht vor dem Kampfe die leichten Pfade. Was für Zeiten, gerechter Gott! Was war das für eine Jugend!

Sein Sohn hörte ihn kaum; er blieb unbeweglich; vom Verhängnis zerschmettert, beugte er das Haupt, als wären die Worte seines Vaters Schläge, die ihn für immer niederwarfen.

Die Borda begann wieder mit lauter Stimme zu ächzen und zu klagen.

„Still, habe ich Dir gesagt,“ rief der Onkel Toni mit gebieterischer Stimme.

Es war ihm entsetzlich, daß andere auf seinen stummen, ungeheuren Schmerz durch Tränen antworteten, denn er konnte sich nicht auf diese Weise Erleichterung verschaffen.

Onkel Toni sprach endlich. Seine Stimme zitterte nicht, sie war leicht von der Aufregung verschleiert. Das schmachvolle Ende des Unglücklichen war der Schlupfwinkel seines schlechten Verhaltens, den er hatte voraussehen können. Er hatte ihm oft gesagt, es würde ein böses Ende mit ihm nehmen. Wenn man arm zur Welt kommt, ist die Faulheit ein Verbrechen. Gott hat die Dinge so geschaffen, und man muß sich unterwerfen. . . . Aber ach, es war sein Sohn. . . . sein Sohn. . . . Fleisch von seinem Fleisch! Die unerschütterte Gerechtigkeit eines Ehrenmannes zwang ihn, der Katastrophe gegenüber fühllos zu bleiben, doch in seiner Brust fühlte er einen Druck, als reiße man ihm ein Stück aus den Eingeweiden und werfe es den Aalen des Albuferaees als Nahrung hin.

Er wollte ihn zum letzten Male sehen. . . . Verstand sein Vater? Er wollte ihn in die Arme schließen, wie er es getan, als er Kind war, als er ihm das Schlummerlied vorgesang, sein Vater arbeitete, um einen reichen Bauern, der viele Felder besaß, aus ihm zu machen.

„Vater“, sagte er mit ängstlicher Stimme zu dem Onkel Paloma, „Vater, wo ist er?“

Der Alte antwortete entrüstet. Sie sollten die Dinge so lassen, wie es das Schicksal gefügt hatte. Es war Torheit, den Lauf des Verhängnisses ändern zu wollen. Kein Skandal! Lüften wir nicht den geheimnisvollen Schleier, es war gut so, denn alles war verborgen.

Da die Leute Tonet nicht mehr sahen, so würden sie sich einreden, er wäre auf die Suche nach neuen Abenteuern und nach einem glücklicheren Leben ausgezogen und befände sich von neuem in Amerika. Die See würde sein Geheimnis bewahren, es würde wenigstens ein Jahr vergehen, ehe jemand an der Stelle vorüberkam, wo das Unglück passierte war. Die Vegetation der Albufera genügte, um alles zu verbergen. Kam die Sache dagegen aber wirklich heraus, so würde sich die Justiz einmischen, man würde die Wahrheit entdecken, und anstatt eines verschwundenen Paloma, dessen Schurkental nur sie allein kannten, würde man sich einem entehrten Paloma gegenüber befinden, der sich selbst getötet hat, um dem Gefängnis und vielleicht gar dem Schafott zu entgehen. Nein, Toni! Er sagte ihm das mit seiner Autorität als Vater. Für die wenigen Wochen, die ihm noch zu leben bestimmt waren, sollten sie ihn achten und seine letzten Tage nicht mit Bitterkeit erfüllen, indem sie ihn entehrten. Er wollte mit seinen

Kameraden, den Schiffern, noch weiter trinken und ihnen ins Gesicht sehen können. Alles war gut so, und man mußte schweigen. . . . Wenn man den Leichnam übrigens jetzt entdeckte, würde man ihn nicht mit den Sacramenten begraben. Infolge seines Verbrechens und seines Selbstmordes war er der geweihten Erde beraubt, die allen beschieden war. Er befand sich weit besser auf dem Grunde des Wassers, im Schlamm begraben.

Von den Tränen der Borda erregt, ließ sich der Alte zu Drohungen hinreißen. Sie hatte wohl Lust, sie zugrunde zu richten?

Die Nacht war endlos und das Schweigen wurde tragisch. Das tiefe Dunkel der Hütte erschien noch dichter, als hätte das Unglück seine schwarzen Flügel auf sie ausgebreitet.

Mit der Fühllosigkeit eines harten, selbstjüchtigen Greises, der sein Leben möglichst zu verlängern sucht, war der Onkel Paloma auf seinem Stuhle eingeschlafen. Sein Sohn verbrachte die Stunden unbeweglich, die weit aufgerissenen Augen auf die schwankenden Schatten gerichtet, die das zittrige Kerzenlicht auf die Wand warf.

Im Schatten verborgen, sah die Borda am Herde und schluchzte ganz leise.

Blötzlich begann der Onkel Toni zu zittern, als wäre er plötzlich erwacht. Er erhob sich, begab sich zur Tür, öffnete sie und betrachtete den besternten Himmel. Es mußte drei Uhr sein. Die Ruhe der Nacht schien in ihn einzudringen und ihn in dem Entschlusse zu bestärken, der in seiner Seele aufgetaucht war.

Er näherte sich dem Alten, schüttelte ihn, um ihn zu wecken, und sagte mit flehender Stimme:

„Vater. . . Vater, wo ist er?“

Der Onkel Paloma, der noch halb schlief, protestierte wütend. Man sollte ihn in Ruhe lassen. Dagegen ließ sich nichts machen. Er wollte schlafen, und man sollte ihn nicht mehr wecken.

Doch der Onkel Toni ließ sich nicht abschrecken und drang weiter in ihn. Er sollte bedenken, es wäre sein Enkel, er wäre sein Vater. Er könnte nicht mehr leben, wenn er ihn nicht ein letztes Mal gesehen. Er sollte ihn sich doch vorstellen auf dem Grunde des Sees, in Verwesung übergegangen, von den Tieren verzehrt, ohne den Schutz der Erde, die doch dem Ärmsten zuteil wird, in der doch selbst Sanguonera ruhe, der keinen Vater hatte. Ach, arbeiten und sein ganzes Leben sich schinden, um seinem einzigen Sohne den Lebensunterhalt zu sichern und ihn dann im Stich lassen, ohne auch nur zu wissen, wo sein Grab ist, — wie die toten Hunde, die man in die Albufera wirft. . . . nein, das konnte nicht sein, Vater, das wäre zu grausam. Nie hätte er mehr den Mut, über den See zu fahren; denn er mußte denken, seine Barke führe über den Körper seines Sohnes.

„Vater, Vater,“ flehte er, indem er den Alten schüttelte, der fast schon wieder schlief.

Der Onkel Paloma richtete sich heftig auf, als wollte er ihn schlagen. Ließ er ihn nun endlich in Ruhe? . . . Was, er sollte sich noch einmal auf die Suche nach diesem Feigling machen? . . . Man sollte ihn schlafen lassen. Man sollte nicht im Schmutz wühlen, denn man würde dadurch die Schande der Familie nur in die Öffentlichkeit tragen.

„Vater, wo ist er?“ fragte der Onkel Toni ängstlich.

Er wollte allein gehen, aber er sollte ihm um Gotteswillen die Stelle nennen. Wenn der Großvater nicht sprach, so wäre er imstande, den Rest seiner Tage damit zu verbringen, den See zu durchsuchen, bis er ihm sein Geheimnis entrisse.

„Im Gebüsch des Volodro,“ sagte der Alte, „suche ihn.“

Damit schloß er die Augen und neigte den Kopf, um seinen Schlummer wieder aufzunehmen, den er sich nicht entgehen lassen wollte.

Der Onkel Toni gab der Borda ein Zeichen. Sie nahmen ihre Spaten, ihre Ruderstangen, ihre Spitzen Dreizacke, deren sie sich beim Fange der großen Fische bedienten, zündeten eine Fackel an der Kerze an und durchschritten beide im tiefen Schweigen der Nacht das Dorf, um über den Kanal zu fahren.

Die schwarze Barke an deren Kiel die Fackel befestigt war, bewegte sich die ganze Nacht durch die Schilfgr-

Diesgrasfelder. Es sah aus wie ein roter Stern, der über die Wasser huschte.

Bei Tagesanbruch erlosch die Fadel. Nach zwei Stunden ängstlichen Suchens hatten sie den Leichnam gefunden; er lag noch so, wie der Großvater ihn gesehen, mit dem Kopf im Schlamm, die Füße aus dem Wasser ragend, während die Brust durch die offene Wunde, die wie der Mund eines Kruges aussah, in eine blutige Masse verwandelt war.

Sie fischten ihn mit ihren Dreizaden aus dem Wasser auf. Als der Vater seine Harpune in diese weizliche Masse bohrte und sie mit höchster Kraftanstrengung in die Barke zog, glaubte er, die Spitzen der Waffe in seinem eigenen Fleische zu fühlen.

Dann kam die langsame, ängstliche Fahrt, wo sie wie Verbrecher, die überrascht zu werden fürchten, nach allen Seiten blickten. Die Borda handhabte schluchzend die Ruderstange am Kiel, der Vater half am anderen Ende der Barke, und zwischen diesen beiden starren Gestalten, deren schwarze Schatten sich von dem verschwommenen Lichte der Sternennacht abhoben, lag der Leichnam des Selbstmörders.

Sie legten auf den Feldern des Onkel Toni an, auf dem künstlichen Boden, den sie Schaufel für Schaufel mit der wilden Zähigkeit ihrer Arme geschaffen.

Der Vater und die Borda ergriffen den Leichnam und brachten ihn mit der größten Vorsicht an Land, als handelte es sich um einen armen Kranken, den man zu wecken fürchtete. Dann begannen sie mit ihren Werkzeugen unermüdlich ein Grab zu schaufeln.

Vor einer Woche hatten sie von allen Enden des Sees die Erde nach diesem Ort gebracht und warfen sie nun auf, um darin die Schande der Familie zu verbergen.

Der Tag graute, als sie den Leichnam aufnahmen, um ihn in die Grube zu legen, in die von allen Seiten das Wasser hineinsickerete. Ein bläuliches Licht stieg über der Albufera auf und verlieh ihrer Oberfläche den harten Reflex des Stahls. In dem grauen Raume schossen in Dreiecken die ersten Vögelschwärme vorüber.

Der Onkel Toni betrachtete zum letzten Male seinen Sohn. Dann wandte er den Kopf fort, als schäme er sich der Tränen, die endlich aus seinen harten Augen flossen.

Sein Leben war zu Ende. So lange Jahre hatte er gegen den See gekämpft und sich eingebildet, ein Vermögen zu schaffen, während er doch nur, ohne es zu ahnen, das Grab für seinen Sohn grub.

Er stampfte mit dem Fuß auf die Erde, die den Sinn seines Lebens enthielt. Zuerst hatte er ihr seinen Schweiß, seine Kraft, seine Hoffnung gespendet, und in dieser Stunde, im Augenblick, wo er sich ihrer erfreuen sollte, legte er das Kostbarste, was er besaß, seinen Sohn, seinen Nachfolger, seine Zukunft darin nieder — und sein Werk war beendet.

Die Erde würde ihre Mission erfüllen; die Ernte würde wie ein Garbenmeer wachsen, die gleichsam aus Tonets Brust herausragte; aber er, — . . . was blieb ihm auf dieser Welt noch zu tun übrig?

Die Tränen flossen aus seinen Augen, während er an die Leere seines Lebens, an die Einsamkeit dachte, die ihn bis an seinen Tod erwartete. Flach, eintönig und endlos lag das Leben vor ihm, wie dieser See, der vor seinen Augen glänzte, ohne daß eine Warte den glatten Spiegel seiner Oberfläche trübte.

Während die Klage des Onkel Toni sich vernehmen ließ und wie ein Verzweiflungsschrei die Stille des anbrechenden Tages zerriß, neigte sich die Borda, als sie sah, daß der Vater den Rücken gewendet hatte, über den Rand des Grabes, drückte auf den armen, fahlen Kopf einen glühenden Kuß tiefer Leidenschaft, hoffnungsloser Liebe und wagte vor dem Geheimnis des Todes zum ersten Male, das Geheimnis ihres ganzen Lebens zu enthüllen.

(Nachdruck verboten.)

## Adliges Blut — nichtadliges Blut.

Von B. Alexandrowitsch. Deutsch von Dr. Josephsohn.

(Schluß.)

Die geschäftigen Bauern merken nicht den Eindruck, den ihr Erscheinen auf die jungen Leute herberruft. Sie fühlen sich vollkommen glücklich. . . . Vorsichtig, um niemand zu stoßen, schieben sie ihre Bagage unter die Bänke, nehmen die Mägen ab und

trodenen die schweißigen Köpfe. Da sie sich nicht entschließen können, Platz zu nehmen, drängen sie sich im Durchgang, während sie schlüchtern an die Adresse der jungen Passagiere murmeln:

„Gott sei Dank . . . Gott gebe Ihnen . . . Dank! Ihnen schön . . . Jetzt veräumen wir wohl nicht mehr . . . Gerade zur rechten Zeit . . .“

Das hitzige, junge Studentchen kann sich nicht länger zurückhalten:

„Ihr seht doch?! Oder sei Ihr blind?! Seht Ihr nicht, daß dieser Waggon besetzt ist? Wo wollt Ihr denn bleiben?“

„Wir bleiben dranhin . . . wenn nur unsere Sachen . . .“

Und plötzlich ruft der Bauer, welcher soeben gesprochen hat, indem er seine Gefährten zum Waggon hinausstößt, aus vollem Halse:

„Kinder! Alle raus! Hier ruhen die Herren! Was brauchen wir zu sagen, wenn nur unsere Sachen . . .“

Raum sind sie draußen auf der Plattform, als einer von ihnen boshaft lächelnd bemerkt:

„Na . . . die sind aber gehörig im Tran!“

„Was ist dabei?! . . . Sind eben Studenten! . . . Gelehrte Herren — dürfen das . . . Aber wir? Unwissend . . .“

„Von ihnen verlangt man auch mehr . . .“

„Das ist sicher . . .“

Auf die Plattform steigt der aufgeregte Schaffner in Begleitung des jungen Studentchens. Das Studentchen zeigt beleidigt auf die Bauern:

„Da!“

Der Schaffner packt einen am Ärmel und stößt ihn in den Waggon hinein, indem er den anderen mit dem Kopf ein Zeichen gibt, ihm zu folgen.

„Wo sind Eure Sachen? Vorwärts! Nehmt sie — und raus! Schnell!“

„Wo sollen wir denn hin? Wir haben doch Billetts dritter Klasse . . .“

„Man sagt Euch: Marsch . . .!“

Die Bauern schleppen eilig ihre Säcke aus dem Waggon auf den Bahnsteig.

„Kinder, in jenen Waggon klettern!“ kommandiert Pantelä aufgereg.

Die Bauern stürzen sich auf den nächsten Wagen III. Klasse.

„Wohin kriechst Du, Fölpel?!“ reißt den ersten der Schaffner zurück. „Siehst Du nicht, daß in diesem Waggon anständiges Publikum sitzt? Marsch in den letzten Wagen!“

Jetzt ertönt das dritte Glockenzeichen.

„Los! Schnell in den letzten Wagen III!“

Ein kurzer Pfiff des Zugführers, ein gedehntes, heiseres Pfeifen der Lokomotive — und der Zug setzt sich langsam, wie schleichend in Bewegung.

„Kinder! Der Zug geht ab! Nein, wo jeder Platz findet!“ brüllt verärgert der verrücktgewordene Pantelä, indem er sich an den Griff eines Waggons I. Klasse klammert.

Der Zugführer stößt ihn herunter.

„Schafstopp! Fährst I. Klasse?“

Die Bauern laufen in panischem Schrecken aus Ende des Zuges, bemüht, sich am letzten Waggon anzuklammern. Die Fahrgeschwindigkeit wird merklich größer. Der Zugführer schreit, heftig gestikulierend, jemand auf der Station zu:

„Laßt doch die Bauern mit den Bündeln nicht aufspringen! Sie können ja zu Schaden!“

Der Zug jagt, gleichsam böse, davon. Der letzte Waggon, vollgepfropft mit „gewöhnlichem Publikum“, saust an den zurückgehaltenen Bauern vorüber. Flach, schweigend, mit niedergeschlagenen Miene blicken sie dem davonentweichenden Zuge nach. Ein schwachflüchtiges, gebrechliches Bäuerlein mit einem von tiefen Runzeln durchzogenen Gesicht wendet sich zur Seite und vergießt Tränen des Verzweckens. Eine Minute später machen sie mit den Mägen in der Hand vor dem Stationsvorsteher tiefe Völlinge:

„Ew. Hochwohlgeboren! Seien Sie so . . .! Geruchen Sie . . .!“

„Na, wohin reißt Ihr?“

„Nach Mostau.“

„Dann habt Ihr's veräumt. Euer Zug ist eben abgegangen. . .“

Müht bis morgen warten. Ihr seid acht Mann?“

„Zu Befehl, Ew. Hochwohlgeboren, acht Mann . . .“

„Zeigt mal die Billetts!“

„Hier, Ew. Hochwohlge . . .“

„Morgen gelten diese Billetts nicht mehr.“

„Ew. Hochwohlgeb . . .“

Der Stationsvorsteher geht weiter, ohne etwas zu erwidern.

Nachdem sie ihr Gepäck auf den Bahnsteig gelegt haben, bilden sie einander niedergeschlagen an.

„Veräumt . . . Vor der Nase weggefahren . . .“

„Was macht Ihr Euch hier mitten auf dem Bahnsteig breit?! Den Bahnsteig frei!“ brüllt der Gendarmierunteroffizier. „Seid Ihr doch zurückgeblieben? Ich habe Euch Schafstöpsel ja gesagt: „Die zweite Glocke — macht schnell!“ Nein, solche Schafstöpsel!“

Im Wartesaal dritter Klasse finden die Bauern eine sich lebhaft unterhaltende Gesellschaft — Stationsbeamte und Streckenarbeiter mit ihrem Führer. Die Gesellschaft hört voll Interesse, wenn auch nicht ohne Spott, das Schidial der zurückgebliebenen Bauern und ergeht sich in kritischen Bemerkungen über Eisenbahnfahrten und reisendes Publikum.

„Na . . . den Waggon für das „anständige Publikum“ will ich noch gelten lassen, aber sagt mir nur in aller Welt — warum müssen die Studenten ihre besonderen Waggon haben? Spielen sich als große Herren auf und bezahlen doch nur dasselbe Geld wie wir?“ Warum dieser Unterschied? Das möchte ich bloß wissen!! philosophiert der angetrunkene Führer der Streckenarbeiter, indem er mit der Faust auf den Tisch schlägt und mit seinem stieren Blick das aufmerksame Auditorium umfaßt, welches ihn — das weiß er lange — für etwas ganz Besonderes hält.

Schweigen. Niemand wagt sich an die Lösung dieser schwierigen Frage, welche augenscheinlich die Kräfte aller Anwesenden übersteigt.

„Man muß den „Bürger“ fragen“, schlägt einer vor.

„Den „Bürger“ her!“

„Den „Bürger“ vor die Front!“ rufen mehrere Stimmen.

Hinter einem Tisch hervor schwanzt in der Mitte ein alter, zerlumpter Mann mit aufgedunsenem, trunkenem Gesicht. Er hat eine Fodeimüge auf dem Kopf, ein Bündel auf dem Rücken und einen Teekessel an der linken Seite. Nach einer feierlichen Verbeugung beginnt er in pathetischem Ton:

„Mit besonderem Vergnügen begrüße ich die verehrliche Gesellschaft.“

Alle lauschen gespannt den Worten des „Bürgers“.

„Hier!“ kommandiert er dann ruhig.

Der Anführer der Streckenarbeiter bringt ihm eigenhändig ein Glas Bier.

Es wird noch stiller. Sogar der Wirt, der an ähnliche Szenen schon gewöhnt ist, hält mit dem Waschen des Geschirrs inne und lauscht erwartungsvoll.

Der „Bürger“ erhebt prophetisch die Hand und fordert mit einer mächtigsten ernsten Miene gespannteste Aufmerksamkeit.

Alle halten den Atem an. Die Bauern, welche regungslos stehen, strecken ihre von der Aufregung noch blassen Gesichter vor. Die Erwartung der harrenden Menge teilt sich auch ihnen mit.

Der „Bürger“ spricht langsam, gedehnt, beinahe im Flüsterton, während der Ausdruck von Begeisterung in seinen Mienen zunimmt:

„Warum dieser Unterschied zwischen den Studenten und unser-eins, fragst Du? Adliges Blut . . . nichtadliges Blut . . .“

Dann verstummt er, läßt die Hand sinken und betrachtet lächelnd seine Zuhörer. Die Brechen in derartig freudigen Beifall aus, daß die Bauern ganz erschreckt einander anblicken.

Der Anführer der Streckenarbeiter stürzt auf den „Bürger“ zu, um ihn zu küssen. Sie küssen sich mehrere Male laut schmeichelnd.

Geschmeichelt von so viel Beifall, bittet der „Bürger“ um weitere Aufmerksamkeit:

„Nur noch ein Wort!“

Wieder hängen aller Augen gespannt an seinem Munde.

Ebenso langsam wie vorher verkündet der „Bürger“:

„Ich kenne nur eine Rettung für die Menschheit: die weißen Raben . . . Hier ist ein weißer Rabe!“

Er stößt mit dem Finger auf seine Brust, kreuzt dann die Arme und blüht die Zuhörer siegesbewußt an.

„Ah! Du bist schon wieder da?“

In den Wartesaal tritt die den Bauern bereits bekannte, gewichtige Gestalt des Gendarmenunteroffiziers. Der „Bürger“ schlüpft an dem Hüter des Gesetzes vorbei zur Tür, reizt sie zur Flucht auf und schreit, seine Schnapsflasche schwingend, pathetisch, aber gleichzeitig aufgeregt:

„Es lebe die Freiheit . . . des Branntweinhandels! Fort mit dem Kronmonopol!“

Gefolgt von den begeistertsten Zurufen der Menge, macht sich der „Bürger“ glücklich aus dem Staube. Die Bauern sind erstaunt ob seiner unerhörten Kühnheit.

„Ein dreister Mensch . . .“

„Aber sehr gelehrt . . .“

„Gelehrt ist noch gar nichts . . . Ein Wohlthäter der Menschheit!“ unterbricht fanatisch ein Streckenarbeiter, ein glühender Verehrer des „Bürgers“.

Nachdem sie noch ein Weilschen mit den Bauern geplaudert haben, gehen die Stationsbeamten und Streckenarbeiter nach Hause.

Die hungrigen Bauern schicken Pantelä ins nächste, zwei Werst entfernte Dorf nach Brot, weil das Brot im Dorf um eine Kopeke billiger ist als auf der Station.

## Kleines feuilleton.

### Kunst.

Tapeten. Im Kunstgewerbehaus Friedmann u. Weber ist zurzeit eine Ausstellung von echten Tapeten, Friesen und Supraporten (die abgepackten Stücke über den Türen) zu sehen, die aus den Jahren 1780—1890 stammen!

Durch eine merkwürdige Verquickung von Umständen sind diese über 100 Jahre alten Papiere, deren Muster und Ornamentik eine vergangene Zeit uns plötzlich nahe bringen, erhalten worden und gerade jetzt wieder an die Öffentlichkeit gekommen.

Als Napoleon I. ein Sohn geboren wurde, strömten die Abgesandten aller Nationen zur Huldigung nach Paris zusammen.

Unter den Vertretern der Stände befand sich auch der Bürgermeister von Lübeck, der eine Tapetenfabrik besaß. Den Leiter dieser Fabrik nahm er mit nach Paris, damit er dort neue Anregungen gewänne. Dieser sah sich auch in Paris ordentlich um und kaufte einen ganzen Vorrat von Mustern auf und gründete dann in Deutschland eine eigene Tapetenfabrik. Er bestimmte im Testament, daß diese Plätter hundert Jahre lang verpachtet bleiben sollten und als die noch jetzt bestehende Fabrik einem Umbau unterzogen wurde, fand man die Plätter und öffnete sie.

In Frankreich war die Tapetenindustrie zu hoher Blüte gelangt. Im 15. Jahrhundert kam die Anregung, die Wände mit bedrucktem Papier zu bekleben, durch Seefahrer aus China nach Europa. Man besetzte die Paravents, die als Trennung dienten, mit den farbig geschmückten Bögen. Meist waren es Papiere aus China, die man dazu mitbrachte und als Erinnerung verwandte.

Speziell in Frankreich wurde dann die Herstellung von Papieren zum Zwecke des Wandbellebens außerordentlich gepflegt. Tapeten druckte dann zuerst Jean Papillon zu Rouen im Jahre 1688. Die ersten Fabriken entstanden um die Mitte des 18. Jahrhunderts in England und Frankreich. In Frankreich entstand sogar eine königl. Tapetenmanufaktur, die unter Louis XVI. aus einem Privatunternehmen umgewandelt wurde. Eine ganze Reihe erster Künstler, unter denen auch David sich befand, lieferten hierfür Entwürfe. Nach der Revolution nahm diese Industrie erneuten Aufschwung und so entstanden bald überall Fabriken. Das Rollenpapier kannte man damals noch nicht. In viereckigen Stücken klebte man das Papier auf die Wand, die mit einem einfarbigen Fond versehen war. Auf diese Weise wurde die Wand paneauartig eingeteilt. Oberhalb der Türen wurden Supraporten angebracht, gewissermaßen als Krönung.

Der ganze Stil einer vergangenen Epoche lebt hier sinnfällig vor uns auf. Es ist der Empirerstil, der entstand, als man die Ausgrabungen in Pompeji, die Wandmalereien und Frieße embeute. Daneben schon ein Uebergang zum Wiedererweckten, und in dieser Beziehung kommen uns diese Tapeten besonders entgegen. Sie muten uns nicht fremd an, diese Blumenstücke, diese Girlanden und Amoretten und Veduten und Wästen und Kassetten. Manche zeigen in der Farbe, in dem Zusammenstimmen von Schwarz und Rot direkt die Anlehnung an die pompejanischen Fresken.

Und auch darin berühren wir uns mit der Raumannschauung jener Zeit, daß wir nicht mehr die unruhigen, schreienden Farben an den Wänden lieben. Unsere Tapeten werden einfarbig, die Raummwirkung ist dadurch eine ruhigere, und wir wissen, daß gerade auf diesem ruhigen Grunde ein Schmuck, ein Bild besonders gut steht. Die Wand erhält dadurch eine einfache, schlichte Gliederung, die angenehm auf das Auge wirkt, und dasselbe Prinzip finden wir bei diesen alten Tapeten, nur daß hier Grund und Bild noch einheitlicher zusammenhängen.

Diese ornamentalen Zierstücke haben einen fein geschlossenen und doch freien Stil. Sie wirken bildartig und haben doch einen leichten und zierlichen Zusammenhang mit der Architektur. Sie bleiben in der Fläche und schmücken sie im Sinne der Raumgliederung, die sie nicht stören, der sie sich einfügen. Wie Silhouetten erscheinen mandalmal schwarze Figuren in einer Zeit hingegleiteten Landschaft. Antike Vasen füllen ein Viereck. Meist stehen die Farben auf schwarzem Grund, wo sie dann um so frischer wirken. Ueber diese unveränderte Frieße der leeren Farben staunt man. Sie leuchten. Der Entwurf wurde mit weißer Leimfarbe in breiten Kattichformen auf den dunklen Grund gedruckt. Zweite Formen geben die Mittelöne. Und durch Stempel fügte man die Licht- und Schatteneffekte hinzu. Landschaften und Laubengänge erweitern die Mauer. Blumen wachsen aus Vasen. Stachelaber unterbrechen die Fläche. Und auf die Wandmitte setzt man Stilleben, Landschaften, Fruchtstücke, die auch zuweilen Umrahmung erhielten durch Säuleneinfassung. Doch sagt uns mehr der Schmuck zu, der in der Fläche bleibt.

Fraglos geht von diesen Tapeten ein großer Reiz aus, auch wenn wir der herrschenden Wiedererweckten nicht zuneigen. Schon, daß wir echte Erzeugnisse vor uns haben, darin liegt besonderer Wert. Das Stillempfinden der Zeit tritt uns sichtbar vor das Auge und davon können wir lernen. Wir können davon lernen, unserer modernen Raumannschauung zur Entwidlung zu verhelfen. Und wenn wir dann auch zu anderen Resultaten kommen, den Geist, den Geschmack kann das anregen. In die Museen passen diese Stücke hinein, da sie Vorbilder sein können. Und vor allem sollen unsere Tapetenfabriken lernen, sich von Künstlern Entwürfe machen zu lassen, damit unsere Tapeten schöner werden als sie bisher waren und man sich ihrer freuen kann, während man sich jetzt über ihre Geschmacklosigkeit meist ärgert. e. s.

### Erziehung und Unterricht.

Die Frage des biologischen Schulunterrichts. Eine Abänderung des naturkundlichen Unterrichts in den Mittelschulen im Sinne einer veränderten Auswahl des Lehrstoffes und einer verbesserten Methode seiner Behandlung ist in letzter Zeit oftmals in lebhafter Erörterung gezogen worden. Die organische Angliederung des Lehrstoffes an das Erfahrungsmaterial, das sich mit der Zeit von selbst aufgehäuft hat und eine Behandlung des naturkundlichen Gebiets vom biologischen Standpunkt aus, der die Lebensgesetze und Zusammenhänge darlegt, wären zweifellos geeignet, eine Vertiefung des Verständnisses und eine Anregung und Belebung des Unterrichts

Herbeizuführen. Der Leiter der biologischen Station in Plön, Professor Bacharias, hat diese Reformgedanken seit längerer Zeit nachdrücklich vertreten. In einem im Archiv für Hydrobiologie und Planktonkunde veröffentlichten Vortrage hat er mit einer Darlegung seiner pädagogischen Ansichten einen beachtenswerten, auf eigene Lehrerfahrungen gestützten Vorschlag ausgesprochen, der das Plankton als Grundlage eines verbesserten naturkundlichen Unterrichts empfiehlt. Als „Plankton“ bezeichnet die Naturwissenschaft die in süßen und salzigen Gewässern treibenden Massen pflanzlicher und tierischer Organismen verschiedenster Art, die wie nichts anderes geeignet sind, die Beziehungen zwischen dem Vorkommen und den äußeren Lebensmöglichkeiten der Lebewesen von den niedrigsten bis zu den höchstentwickelten aufzuzeigen. Jeder Tümpel oder kleiner Teich wird dem Unterrichts genügendes Material bieten. Die niedrigsten Formen der tierischen Lebewelt, die Einzeller, stellen sich dann dem Lernenden dar; gleichzeitig aber auch die aus dem Zusammenschluß vieler Zellen entstehenden Tierstöcke der Volvox- und Sphura-Gattungen, die als „Zellenstaaten“ eine anschauliche Analogie für den Aufbau der höheren Tiere aus Millionen ebensolcher Bausteine darstellen. Auch Algen sind in den treibenden Planktonmassen reichlich zu finden. Die Infusorien wählen sie zur Nahrung, und man kann unter dem Mikroskop beobachten, wie in den durchsichtigen Zellen allmählich der Verdauungsprozess vor sich geht. Zahllose höhere Kleintiere wie Flohkrebse, Wassermilben, Insektenlarven und ähnliche geben Gelegenheit zu mannigfachen Beobachtungen von grundlegender Bedeutung, z. B. der Anpassungserscheinungen. Der Schüler sieht, wie sich die Organismen zum Zweck des freien Umherstreifens im Wasser die günstigsten Körperformen gleichsam ausbilden und entsprechende rudimentäre Organe ausbilden. Er wird durch die Möglichkeit, bei Betrachtung des Planktons die verschiedenartigsten Stadien des Werdens vergleichen zu können, zur Erfahrung tieferer Zusammenhänge angeleitet. Ein gleiches geschieht durch die Beobachtung, daß die höheren Entwicklungsstufen auf das Vorhandensein der anderen unmittelbar angewiesen sind, weil sie sich von ihnen nähren. Die Planktonalgen werden von kleinen Krebsen und Drehtierchen gefressen, die ihrerseits wiederum das Futter der jungen Tiere bilden. Der Fisch aber nährt wieder eine Reihe von Wasservögeln und Wasserläuflerchen, deren Leib also im Stoffkreislauf mittelbar aus dem Plankton herbeigehet und in eben solchem Sinne kann man sagen, daß gewisse Menschengruppen wie die Grönländer, die fast ausschließlich Fisch- und Seehundfleisch genießen, von ihm abhängen, gleichsam durch das Plankton „ermöglicht“ werden. Endlich ist noch auf den ästhetischen Wert hinzuweisen, der die Betrachtung der niederen Lebensformen in sich schließt. Wer jemals einen Blick auf die Tafeln geworfen hat, die die entzückenden Formen der von Ernst Häckel zu seinem Lieblingsstudium erwählten Radiolarien darstellen, wird sicherlich von tiefstem Staunen über die wundervollen Leistungen der Natur im Kleinen ergriffen, und seine Gedanken werden zu weiterem Fluge ansetzen. Die Eignung des Planktons als Grundlage des Unterrichts hat auch bei vielen Zustimmungen gefunden. Auch der Vaseker Zoologe Pischke hat sich mit folgenden Worten für den Gedanken ausgesprochen: „Der Schüler erhält die klare Vorstellung des Begriffs der Lebensgemeinschaft; er lernt die biologischen Fäden kennen, welche die Fülle der verschiedenen Formen miteinander verknüpfen. Ferner wird ihm die fast verwirrende Vielheit der morphologischen Erscheinungen begreiflich, wenn er sie als Anpassungen an das Schwimmen und Schweben im freien Wasser, an das Leben auf dem dunklen Grunde, am Lichtbestrahlten Ufer und im rasch fließenden Bache aufzufassen versteht.“

### Völkerrunde.

Vom Bumerang. Dieses berühmte Jagdgerät und Spielzeug der wilden Australier macht noch immer den Forschern erhebliche Arbeit, weil man bisher vergeblich das darin verborgene Naturgesetz zu bestimmen suchte. Da das Bumerang heute in jedem Spielwarengeschäft zu haben ist, dürfte es an sich bekannt genug sein, obwohl die dort verkauften Hölzer kaum den echten Bumerangzweid, nämlich zum Werfer zurückzuführen, erreichen. Das Wesen des Bumerang besteht darin, daß dieses zweiflügelige, knieförmig gebogene Holz, nachdem es mit dem rechten Arm heftig horizontal vorwärts geschleudert ist, einen weiten Bogen beschreibend zum Werfenden zurückkehrt. Dieses Zurückkehren geschieht oft dazu in einer eigentümlichen Art, indem das Holz etwa über dem Werfer oder in dessen Nähe in der Luft wirbelnd stehen bleibt und in wagerechten Drehungen ganz langsam herabschwebt. Eine Flugbahn dauert etwa 15 Sekunden, der Durchmesser des Flugkreises ist je nach der Wurfkraft bis 50 Meter und die Höhe des Fluges bis 30 Meter. Bemerkenswert ist, daß jedes Bumerang sich im Wurf anders verhält, andere Endspiralen und Kurven zieht, ja daß bei ein und demselben Holz durch eintretende Luftfeuchtigkeiten ganz andere Bahnen erzielt werden und zwar schlechtere. In Deutschland hat vor allem Professor Buchner durch die Praxis versucht, die Ursachen der Flugerscheinung zu ergründen, indem er mit selbstkonstruierten Bumerangs experimentierte. Wesentlich für den Erfolg ist danach, daß beide Schenkel verschieden lang sind, ferner daß die beiden Flächen ungleich geformt sind, also die eine gewölbt, die andere flach ist und schließlich, was das Wichtigste ist, daß die beiden Flügel zueinander in einer Art Schraubenform stehen, so

daß im Fluge eins nach oben, das andere nach unten strebt. Auf dieser Schraubenform beruht zweifellos das zu beobachtende Ansteigen des fliegenden Bumerang, während die Kurve auf die verschiedene Länge der Schenkel zurückgeführt werden könnte.

An sich bildet das wirbelnde Bumerang durch seine schnelle Rotation eine Art Scheibe, die sich mittels der Schraubenform die schiefe Fläche des Luftwiderstandes hinaufwindet — und nach Aufhebung der vom Arm mitgegebenen Vorwärtsbewegung wieder auf der Bahn des Luftwiderstandes zurückgleitet. Mit jedem flachen Pappeller erhalten wir einen gleichen Flugkreis, der ebenfalls oft zum Werfer zurückkehrt aus gleichen Ursachen. Würde man einem solchen Pappeller auch jene Schraubenstellung bei, so ließe sich das Wesen des Bumerang noch sicherer und einfacher erkennen. Damit verlieren die „echten“ australischen Bumerangs allerdings etwas von ihrem Nimbus, abgesehen davon, daß diese „echten“ Bumerangs nie die von Wilden benutzten, sondern extra zum Verkauf hergestellten sind. Man konstruierte eine Reihe aus gut getrocknetem geraden Eschenholz, die aller Ueberlieferung zum Hohe nicht aus einem Stück gebogen, sondern aus zwei etwa 40 Zentimeter langen Bretchen zusammengeleimt waren und erzielte ausgezeichnete Erfolge.

Die Erfindung des Bumerang dürfte der Naturbeobachtung und dem Zufall zu danken sein. Es ist nämlich eine bekannte Eigenschaft aller Pflanzen, in solchen Spiralen ihre Äste hinaufzuwinden, und da Holzknipfel als Wurfgewehr die Waffe der Australier sind, so mag einem ein besonders gewundener Knippel im später so berühmten Bumerangflug vor die Füße gefallen sein. —

### Aus der Vorzeit.

Die „Niesengräber“ auf Sardinien. Ueber die Ergebnisse seiner jüngsten Forschungen auf Sardinien, die den alten sogenannten Niesengräbern und deren Beziehungen zu den Nuraghen galten, hat der englische Archäologe Dr. Duncan Mackenzie der Britischen Schule in Rom einen interessanten Bericht erstattet. Die Nuraghen, jene seltsamen Bauten, deren man auf Sardinien mehr als 5000 findet, viele von ihnen noch trefflich erhalten, sind massive, kreisrunde, turmartige Bauten von wenigstens 10 Meter Durchmesser. Ihre Form gemahnt an riesige Bienenkörbe, sie sind aus rohen, unbehauenen Steinblöcken errichtet, ihr Inneres besteht aus einem runden Raum, oft aber auch aus mehreren Gemächern, die dann übereinander gelegt sind und durch eine in die dicken Mauern eingegrabene Wendeltreppe erreicht werden. Oft gruppieren sich noch weitere Gemächer, Bastionen und Vorwerke um den Mittelbau, der stets die gleiche Anlage zeigt. Ueber den Zweck dieser eigenartigen Bauten ist viel diskutiert worden, allein man pflegt sie jetzt als befestigte Wohnungen anzusehen. Unzweifelhaft stammen sie aus prähistorischen Zeiten, während man früher in ihnen phönizische Bauten erkennen zu können glaubte. Ihre Entstehungszeit, die sich in vorlathagische Epochen verliert, fällt allem Anschein nach mit denen der sogenannten „Niesengräber“ zusammen; in beiden fand man Geräte, deren Gleichförmigkeit darüber keinen Zweifel lassen. Die Niesengräber bestehen aus einem Gemache, dessen Länge von 4,5 bis zu 18 Metern schwankt, bei einer Breite von etwas über einen Meter. Die Vorderwand bildet eine große, aufrechte Grabplatte, die bei einigen der Gräber noch erhalten ist. Eine schmale rechteckige Oeffnung in dieser Platte bildet die Eingangspforte, vor der zwei Mauern auslaufen und die Platte halbkreisförmig einschließen. Dem entsprechen auch die Wände im Innenraum, die sich zu einer Art gewölbter Pfis zusammenschließen. Die geschweiften Mauern am Eingange bildeten einen Stützpunkt für die Erdmassen, mit denen ursprünglich der ganze Bau bedeckt wurde. Man leitete die Anlageart von den Dolmengräbern her, und die ältesten sind aus aufeinandergeräumten Platten errichtet. Erst die jüngeren zeigen ein Mauerwerk, das keine Perforation von den Nuraghen nicht verleiht, aber auch bei ihnen bilden massive Platten die Bedachung. Dr. Mackenzie gelang die Auffindung einer Reihe von diesen Niesengräbern, die bislang unentdeckt geblieben waren. Es ist anzunehmen, daß diese Gräber, die ihren populären Namen dem Volksglauben verdanken, wonach sie zur Aufnahme von Niesenkörpern errichtet wurden, Familiengräberstätten waren, in denen die Verstorbenen in sitzender Stellung beigesetzt wurden, und daß diese Gräber jeweils von dem Bewohner der nächsten Nuraghen errichtet wurden. Denn die Nuraghen sind stets an Stellen errichtet, die ihrem Festungscharakter entgegengesetzt und sich besonders zur Verteidigung eigneten, während die Niesengräber stets tiefer liegen, zwar an leicht sichtbaren Stellen, aber ohne Rücksicht auf strategische Vorteile angelegt. Oft sind die einzelnen größeren Nuraghen von einer Gruppe kleinerer, ebenfalls kreisförmiger Bauten, umgeben, die zuweilen so zahlreich sind, daß sie ganze prähistorische Städte bilden. Ueber das dem großen Nuraghen entsprechende Niesengrab steht stets allein, und keine ähnlichen oder kleineren Grabmäler umgeben es. Die Frage ist noch ungeklärt, auf welche Weise die Bewohner der kleineren Bauten ihre Toten bestattet haben. Auf jeden Fall ist die Theorie nicht mehr aufrecht zu erhalten, wonach die Nuraghen selbst als Begräbnisstätten gedient haben, denn dann wäre es schwierig, die Frage zu beantworten, wo die Lebenden gewohnt haben und warum man zu zwei so grundverschiedenen Gräbertypen gegriffen haben sollte.